

Die Gemme : eine Beethoven-Geschichte

Autor(en): **Persich, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 24

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Gemme

Eine Beethoven-Geschichte

Von Walter Persich

Die Anmut Mozarts ist verweht, die Kühnheit Glucks vergangen, und auch des Meisters Haydn klingende Stille nicht mehr hörbar — doch jetzt schwebt wieder ein Name auf aller Lippen, schüttet ein kühner, ins Zukünftige strebender Künstler seinen Herzensreichtum aus: Ludwig van Beethoven! Man erzählt sich viel von diesem gedrun-gen starken Manne mit dem bösen Gesicht und den strahlenden Augen, mit dem wirren Haupthaar, der unordentlichen Krawatte, dem schweren Gang. Man flüstert von einem geheimnisvollen, schweren Leiden.

Doch was wissen die Menschen in Wahrheit von ihm? Oft sieht er aus wie der Aermsten einer, und es geht ihm auch nicht gut in den alltäglichen Dingen. Oft ist seine Tasche leer, und oft klimpern die Krontaler und Dukaten ein paar Tage ein lustiges Lied in seinem Rockfutter, in das sie wieder einmal durch ein Loch in der Taschennaht gerutscht sind.

Der Juwelier lächelt über den seltsamen schwerhörigen Mann. Er hat die Gemme auf die Glasplatte des Ladentisches gelegt und sich bemüht, den Kunstwert des zierlichen Handschnitzwerkes in der barocken Goldeinfassung zu erklären. In des Fremden breiter Hand liegt das Schmuckstück: ein Mädchenkopf, umrahmt von griechisch geknotetem Haar. Seine ausgeworfenen Lippen, die so seltsam stolz in diesem von der Not gezeichneten Gesicht erscheinen, flüstern: «Giulietta!»

Dann schiebt er die Gemme in die Rocktasche, wirft die geforderte Summe auf den Ladentisch und eilt ungestüm hinaus. Im Menschengewühl drängt er vorwärts, seine Züge werden verklärt, und nur er hört das Brausen der gewaltigen, aus der Ewigkeit ihn umströmenden Töne: Erfüllung — Glück! jubeln sie an seinen nahezu tauben Ohren — Giulietta!

Bald steht er vor dem prächtigen Hause des k. und k. Hofrats Gucciardi. Heute ist der Tag, dass er sich dem Hofrat erklären und die Einwilligung zu der geplanten Verbindung empfangen soll.

Ein Bedienter öffnet. «Melden Sie mich dem Herrn Hofrat!»

Beethoven muss die Hand ans Ohr legen, um die Worte des Mannes zu verstehen. «Der Hofrat sind zum Grafen Gallenberg gefahren!»

Gallenberg! Ein armer Adliger, der Giulietta mit seinen Huldigungen verfolgt! Man wird etwas zu besprechen haben — der Adelskalender verbindet selbst Menschen, die einander wenig leiden können. «So melden Sie mich der Frau Hofrätin!»

«Die Frau Hofrätin sind auch mit zum Grafen Gallenberg gefahren!»

«Zum Donnerwetter, stehen Sie nicht so steif da, Sie Wachsfigur — melden Sie mich der Gräfin Giulietta!»

«Dero Gnaden sind ebenfalls zu — ihrem Verlobten, dem Herrn Grafen Gallenberg, gefahren!» Der Bediente schlägt die Tür zu.

Zu ihrem Verlobten! Ja, dem Hofrat ist diese Verbindung immer noch besser erschienen, als die mit einem Musikanten — mit dem Meister der deutschen Musik!

Wie er zurückgelangt ist zu seiner Behausung, weiss Beethoven nicht. Drei Tage und drei Nächte sitzt er bewegungslos vor dem Flügel. Seine Hände sind verkrampft um die Gemme, das wundersame Schnitzwerk eines stillen, verträumten dienenden Künstlers. Am dritten Tage fällt sein Auge auf die Seiten eines aufgeschlagenen Buches von Napoleon: «Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige!»

Kaum ist ihm bewusst geworden, was er soeben halb träumend aufgenommen, gleiten wie unter fremden Befehl die bis dahin toten Hände über die Akkorde, taucht das Motiv der Eroica wieder auf. Er hat es nicht bemerkt, dass die Gemme seinen Händen entglitt und am Boden liegt — er ertrinkt im Rausch der Musik.

Erst im Abenddämmer kann er sich erheben — gelöst, befreit, leergebrannt, ohne allen Schmerz. Jetzt wird die Symphonie vollendet. Der Tag zerfällt langsam ins Nichts der Nacht. Er geht dem zerstäubenden Schimmer entgegen zum Fenster. Sein Fuss knirscht über etwas Hartes, doch seine kranken Ohren vernehmen nicht das Geräusch.

Schüchtern klopft die Bedienerin. Sie stellt wortlos die Lampe auf den Tisch und schleicht angst-

voll hinaus. Dort leuchtet auf dem Tisch Papier? Ach ja, er wollte dem Maler Macco die bevorstehende Hochzeit melden — nun muss er den Brief anders beenden!

Sein Auge irrt durch den Raum — auf dem Boden liegt zertreten Gold und Weiss — er bückt sich: die Gemme für Giulietta! Ja, er hat sein eigenes Opfer, sein Angebinde für die letzten Du-

katen und Taler aus der zerfetzten Tasche, zerstört — vorwärtsgetrieben von der Musik, von der Macht der Eroica!

Entschlossen wendet er sich ab, nimmt Platz am Tisch, und seine Feder schmiert über den Bogen. «Malen Sie, und ich mache Noten, und so werden wir — — — ewig? — — ja, vielleicht ewig fortleben!»

Lob des Dienens

Es liegt im Wesen der Sache, dass eine grosse, in die Oeffentlichkeit hinaus wirkende Tat mehr von sich reden macht als stilles, verborgenes Wirken. Und doch kann dieses gelegentlich von grösserem Heldentum, grösserer Tugend und Liebeskraft zeugen, als was vor der Welt als gross gepriesen wird. Hüten wir uns, allzusehr auf das Sichtbare zu schauen. Auch wenn wir am Muttertag der Frauen gedenken, die in besonderer Weise der Ehrung bedürfen, weil sie andern vorangegangen sind und ein Licht in die Welt gebracht haben, wollen wir die stillen Heldinnen nicht vergessen, die das Wort der Königin Luise für sich in Anspruch nehmen können: «Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen, aber sie wird sagen, dass ich viel Schweres mit Geduld ertragen habe.»

Das stille Ertragen und Dulden ist nicht weniger bedeutend als heldenhaftes Tun, denn es ermöglicht Glück und Bestand der Familien zu erhalten und damit den Frieden eines ganzen Landes zu wahren. Wie rasch zerfallen die menschlichen Gemeinschaften, wo die stille Trag- und Dulderkraft fehlt. Die Unzufriedenen zerreißen Bande, die nie zerrissen werden dürften und die kaum mehr zu knüpfen sind. Darum Ehre allen, die still zu tragen wissen.

Eine Frau dieser stillen Art war Katharina Sulzer-Neuffert, von der Marie Hürbin in «Schweizer Frauen der Tat» berichtet. Es kann nicht unsere Absicht sein, das Leben dieser segensvoll wirkenden Frau zu beschreiben, doch greifen wir einige charakteristische Momente heraus, die uns ihr Wesen eindrücklich machen und als Licht für die eigene Lebensführung vor die Seele stellen.

Katharina Neuffert war die Tochter eines im

schwäbischen Allgäu, in Leutkirch, ansässigen Apothekers. Als die Familie infolge einer unglücklichen Bürgschaft ihr Hab und Gut verlor, entschloss sich die siebzehnjährige Tochter, eine Stelle im Hausdienst anzunehmen. Sie fand in Winterthur in der Familie Sulzer ein Arbeitsfeld, später sogar das eigene Heim, indem sie vom Sohn des Hauses, Jakob, zur Lebensgefährtin erwählt wurde. Wir können uns denken, dass dies ohne ihre treue Hingabe an die Arbeit nicht geschehen wäre. Aber Katharina diente mit Ernst, ihrem Konfirmationsversprechen getreu, eine wahre Christin zu sein. Aus ihrer Religiosität schöpfte sie die Kraft zum Dienen, die einem Menschen dann fehlt, wenn er nach Genuss trachtet und die leichten Arbeitsbedingungen, der grosse Lohn oder andere Vorteile bei der Anstellung die ausschlaggebende Rolle spielen. So begrüssenswert angenehme äussere Lebensbedingungen sind, so bleibt doch die innere Einstellung zur Arbeit das Wichtigere.

Die ersten Ehejahre brachten viel Arbeit und Sorge, denn es war nicht leicht, eine Existenz aufzubauen. Eine verwöhnte Frau hätte daran Anstoss nehmen und durch Unzufriedenheit das Glück zerstören können. Katharina aber teilte die Lasten mit ihrem Gatten, ja half ihm im Berufe, wo sie nur konnte nach dem Wort: «Des einen Stab des andern — und liebe Last zugleich, gemeinsam Rast und Wandern — und Ziel das Himmelreich.» Es war mitunter auch Katharinas Verdienst, dass im Jahre 1834 der Bauplatz zu der künftigen Maschinenfabrik gekauft werden konnte.

Wie in Fragen der Lebensexistenz, so gab es auch in solchen der Erziehung, als später zwei Knaben Leben und Sonnenschein in das Haus brachten, nur einerlei Meinung. Still trat Katharina